



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte**

**Lauffer, Otto**

**Leipzig, 1918**

Erster Abschnitt : Die Hausaltertümer.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76049](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76049)

## Erster Abschnitt. Die Hausaltertümer.

Die Hausaltertümer bilden den gegenständlichen Rahmen, in dem sich das Privatleben des einzelnen und der Familie abspielt. Unter ihnen ist eine bestimmte Gruppe nur für den ausschließlichen Gebrauch des einzelnen geschaffen, sie ist nur für ihn zugeschnitten. Das ist die Kleidung mit ihren einzelnen Teilen. Und wie es ein Kleid des einzelnen Menschen gibt, so gibt es auch eine äußere Hülle für die Familie. Das ist das Haus. Eine Familie ohne Haus ist innerhalb der deutschen Kultur etwas Undenkbares. Entstehung, Blühen und Untergang der deutschen Familie spielen sich unter dem Dache des Hauses ab. Das Haus allein aber vermag den Ansprüchen des täglichen Lebens noch nicht zu genügen. Wohnungs- und Arbeitsansprüche schaffen neue Formen. Sie schaffen Möbel und Wohngerät für die Stunden der Ruhe und für die Haushaltsführung, und sie schaffen das Arbeitsgerät für die Zwecke der häuslichen Arbeit, für Landwirtschaft und Viehzucht.

Haus und Hausausstattung, Arbeitsgerät und Kleidung mit zugehörigem Schmuck bilden demnach zusammen das Gesamtgebiet aller Dinge, die wir unter dem Namen Hausaltertümer begreifen. Bei ihrer Besprechung empfiehlt es sich, von der Geschichte des Hauses den Ausgang zu nehmen.

Die Geschichte des deutschen Hauses ist vielfach durchforscht<sup>1)</sup>. Aber gleich über die erste Frage, über die Frage nach Ursprung und Alter gehen die Meinungen noch auseinander. Der Grund hierfür liegt darin, daß man sich nicht einig ist, von welchen erhaltenen Hausformen man auszugehen habe, insbesondere auch, ob der heutige volkstümliche Wohnbau, ob die typischen Formen unseres Bauernhauses als alt genug anzusehen seien, um von ihnen den Ausgang nehmen zu können.

Für uns steht es fest, daß an dem hohen Alter der deutschen Bauernhaustypen nicht gezweifelt werden kann. Zwar lassen

<sup>1)</sup> Moriz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen (Hausaltertümer Bd. I). — K. G. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau I—II. — R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat. — Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.

konstruktive Unterschiede nach dieser Richtung keinen Schluß zu, denn — um von ihnen gleich den wichtigsten zu nennen — der Unterschied zwischen Fachwerk und Blockbau gibt hinsichtlich der Ursprungsfrage keine Auskunft. Beide sind als gleich ursprünglich anzusehen. Sie sind in ihrem Gebrauch lediglich an den verschiedenen Baustoff, an Eichen- und Buchenholz einerseits und an Tannenholz andererseits gebunden.

Aber es gibt andere Gründe, die das Alter der deutschen Bauernhausformen, des oberdeutschen und des niederdeutschen Hauses beweisen. Vor allem ist dabei auf das noch heute bestehende Ausdehnungsgebiet beider Formen in den altdeutschen Kernlanden zwischen Rhein und Elbe hinzuweisen. Hier verläuft die Grenze des niederdeutschen gegen das oberdeutsche Haus noch heute auf derselben Linie, die das Stammesgebiet der Sachsen um die Mitte des ersten Jahrtausends im Süden begrenzte. Daraus ergibt sich, daß das niederdeutsche Haus damals, wenigstens in seinen Urformen, schon entwickelt war, zumal wenn man bedenkt, daß in germanischer Zeit Stammesgrenzen zugleich entscheidende Kulturgrenzen waren<sup>1)</sup>.

Nun hat zwar die vorgeschichtliche Forschung einen sicheren Anhalt für das Verhältnis des germanischen Hauses zu den deutschen Bauernhausformen noch nicht gewinnen können. Und doch beginnt auch hier der Schleier sich zu lüften. Denn soviel scheint sicher zu sein, daß auch die vorgeschichtliche Forschung auf deutschem Gebiete mit zwei Hausformen zu rechnen hat, einerseits mit dem einräumigen Hause auf altgermanischem Boden und andererseits mit einem in Vorplatz, Wohn-, Schlaf- und Herdraum geteilten Hause auf jetzt oberdeutschem, ehemals keltischem Gebiete<sup>2)</sup>. Dieser Unterschied entspricht aber durchaus demjenigen der uns bekannten einfachsten Formen des niederdeutschen und des oberdeutschen Hauses, an deren Entstehung in vorgeschichtlicher Zeit auch aus diesem Grunde nicht gezweifelt werden kann.

Innerhalb der geschichtlichen Zeiten hat von den beiden deutschen Haustypen das oberdeutsche Haus die stärkere formbildende Kraft und die größere Lebensdauer bewährt. Wir nehmen daher von ihm unseren Ausgang. Seine wichtigste Eigenschaft, auf der im Grunde seine ganze Entwicklungsfähigkeit beruht, ist die, daß es zwei Feuerstätten hat, den Herd und den

<sup>1)</sup> Jac. Grimm, Deutsche Grenzaltertümer. 1843.

<sup>2)</sup> Schuchhardt bei Hoops a. a. O. II S. 454.

Ofen. Von beiden ist der Ofen kulturgeschichtlich der wichtigere. In der Form des Steinofens muß er schon in vorgeschichtlicher Zeit vorhanden gewesen sein, denn der Kachelofen, der den Steinofen zur Voraussetzung hat, war schon den Langobarden bekannt, bei denen seine Zusammensetzung unter Verwendung einfacher gebrannter Töpfe erfolgte. Durch die Entstehung des Ofens wurde zugleich die Entstehung der Stube möglich, und eben in dem Besitz von Stube und Ofen liegt die große kulturbildende Kraft des oberdeutschen Hauses. Die Fragen, ob dasselbe in den als durchaus gleichhalt anzusprechenden verschiedenen Techniken von Fachwerk oder Blockbau errichtet sei, ob es die verschiedenen Wirtschaftsansprüche in verschiedenen Einzelgebäuden befriedigt, oder ob es ihnen allen unter einem großen Dache im sogenannten Einheitshaufe Raum gewährt, sind nur von örtlicher Bedeutung. Stube und Ofen bleiben die wichtigsten Eigentümlichkeiten des oberdeutschen Hauses, und daneben steht an zweiter Stelle die, daß es die Kraft besaß, ein Obergeschoß zu entwickeln.

Das niederdeutsche Haus ist ein Einfeuerhaus. Es besitzt nur den Herd. Stube und Ofen kennt es nicht. So kann es auch nicht nur als zufällig angesehen werden, daß im Gotischen das Wort Stube nicht belegt ist. Auch daß die Goten für das Obergeschoß das keltische Wort *Kélikn* verwandten, ist kein Zufall. Sie lernten das Obergeschoß erst bei den Kelten kennen, und sie bezeichneten es deshalb mit keltischem Namen. In den sächsischen Stammlanden lernte man im Mittelalter einen heizbaren Raum erst bei den rechtselbischen wendischen Nachbarn kennen und nannte ihn daher mit slawischem Namen *Dorniz*, *Dornze* oder *Dönse*. Unter oberdeutschem Einfluß sind dann allmählich Stube und Ofen im niederdeutschen Hause eingedrungen, aber diese Entwicklung ist sehr langsam gegangen und zum Teil heute noch nicht vollendet.

Auf den einfachen Formen des volkstümlichen Hauses beruht auch die Ausgestaltung des Stadthauses. Sie setzt erst ein, nachdem das oberdeutsche Haus in Süddeutschland und in den Rheingegenden sich den Einflüssen der römischen Kultur geöffnet hatte, aus der es die Kunstmauer (*murus*), den Riegel im Fachwerksverband (*regula*), die Schindel (*scindula*) und den Ziegel (*tegulum*) für die Bedachung, ferner im Innern die Abtrennung eines eigenen Kochraumes, der Küche (*coquina*), von dem früher frei bis unter das Dach hinaufsteigenden Vorplatz, dem „Haufe“ übernahm<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> O. Lauffer, Der volkstümliche Wohnbau i. alten Frankfurt a. M. 1910.

Innerhalb der städtischen Kultur geht die Entwicklung des oberdeutschen Hauses in dem Sinne weiter, daß es einerseits durch Vermehrung der Obergeschosse, „Lauben“ oder „Gaden“, die es eins über das andere „überhängen“ läßt, stark in die Höhe strebt. Andererseits wurden die einzelnen Geschosse, von unten beginnend, schon im Laufe des Mittelalters allmählich in Mauerwerk ausgeführt, ohne daß darum das Fachwerk noch bis in unsere Zeit ganz hätte verdrängt werden können. Schließlich hat sich seit der 2. Hälfte des 16. Jahrh. im Äußeren noch insofern ein Wechsel vollzogen, als nun der Giebel nicht mehr wie bisher nach der Straße gerichtet wurde, sondern infolge einer Firstschwankung sich die Giebelfront in die Trauffront verwandelte, die nun erst eine geregelte Verwendung der Brandmauer ermöglichte.

Im Vergleich zu diesen Verhältnissen des oberdeutschen Hauses hat der niederdeutsche Haustypus sich unter erheblich größeren Schwierigkeiten zum Stadthause entwickelt. Er tat es, indem er nur die große Diele mit Flett weiter ausbaute, die seitlichen niederen Nebenräume, die „Kübbungen“, aber ganz einbüßte. In die Diele und in den Dachraum sind dann unter oberdeutschem Einfluß seit dem Ende des Mittelalters allmählich auch eigene Stuben und Küchenräume eingezogen. Aber bis lange in die neueren Jahrhunderte hinein sind diese Räume als unorganische Einschießel in dem Hauptraume der Diele fühlbar geblieben. Schließlich ist das niederdeutsche Stadthaus ganz von dem oberdeutschen Haustypus verdrängt worden<sup>1)</sup>.

Wenden wir uns zu der Geschichte der Stubenausstattung, so nehmen wir den Ausgang von der Geschichte des Ofens. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß als älteste Form des Ofens der Steinofen anzusehen ist. Diese Form hat sich bis heute z. B. im Allgäu und im Wallis erhalten. Für Böhmen und Jütland ist sie noch im 16. Jahrh. bezeugt. Ihr Verbreitungsgebiet beginnt aber schon früh abzubrockeln dadurch, daß sich — offenbar unter dem Einfluß römischer Wölbtechnik — der Kachelofen bildet, der auf einem beschränkten Gebiete der Alpengegenden Konvertöpfe, sonst überall in Deutschland Konkavtöpfe verwandte. Mit dem zunehmenden Streben nach Architekturisierung entwickelte sich im 14. Jahrh. aus der Konkavkachel die gotische — meist grün, oder auch gelb, seltener sogar bunt glasierte — Nischenkachel (Abb. 1). Diese aber bildet wieder die

<sup>1)</sup> U. Erbe u. Chr. Ranck, Das Hamburger Bürgerhaus. 1911.

Vorstufe zu der Blattkachel des 16. Jahrh., die einen vollständig architektonischen Aufbau des Ofens gestattete, und die in den folgenden Jahrhunderten nur noch in der Dekoration und in den Ausmessungen einen gewissen Wechsel in der Herstellung erfahren hat. Diese ganze Entwicklung vollzieht sich zunächst auf dem Gebiete des oberdeutschen Hauses. Niederdeutschland ist darin langsam gefolgt<sup>1)</sup>.

Die Entstehungsgeschichte des Eisenofens ist noch nicht ausreichend erforscht. In Norddeutschland und besonders in Dänemark geht er, wenn nicht überhaupt, so doch wenigstens zum Teil darauf zurück, daß zunächst im 16. Jahrh. die Heizkästen der Kachelöfen zur Verstärkung innen mit Eisenplatten ausgelegt wurden. Diese Übergangsform hat dann im 17. Jahrh. dem eigentlichen Eisenofen Platz gemacht, offenbar zum Teil in Anlehnung an die Verhältnisse Mitteldeutschlands — besonders Hessens —, wo schon im 15. Jahrh. große gußeiserne Zierplatten begegnen.

Der Kamin ist im volkstümlichen deutschen Hause nicht heimisch. Er ist aber unter romanischem Einfluß mit dem Eindringen der römischen Mauertechnik nach Deutschland gekommen. Hier hat er in dem Gebiete des oberdeutschen Hauses in den Klöstern, auf Burgen und Herrnsitzen während des Mittelalters seinen Platz behauptet und gelegentlich auch im reichen Bürgerhause Eingang gefunden. Zu einer stärkeren Verwendung ist er in den ursprünglich ofenlosen Gebieten Niederdeutschlands gekommen, wo er auch aus der bürgerlichen Wohnungsausstattung in manchen schönen Beispielen erhalten ist. Seit dem 16. Jahrh. ist er in zunehmendem Maße wieder durch den Ofen verdrängt. Nur in den Rheinlanden hat er sich unter dem Einfluß der benachbarten romanischen Kultur halten können.

Die Ausstattung der Stubenwand hat in einfacheren Verhältnissen bis in das 19. Jahrh. an dem getünchten, teilweise bemalten Verputz festgehalten. Daneben aber erscheint bei reicherer Ausgestaltung schon im Mittelalter die Holzverkleidung, die in den Städten bis in das 17., auf dem Lande vielfach bis in das 19. Jahrh. in Übung blieb. In niederdeutschen Gegenden ist sie an den Wetterseiten der Stube oft von einer Fliesenbekleidung der Wand begleitet oder ganz abgelöst. Die Stubendecke zeigt zunächst die einfache Balkenlage mit dazwischen gezogener ge-

<sup>1)</sup> O. Lauffer, Zur Geschichte des Kachelofens und der Ofenkachel in Deutschland. In „Wörter und Sachen“ Bd. VI.

spundeter Bretterverschalung, oft farbig behandelt. Seit dem 16. Jahrh. setzt sich an dessen Stelle bei reicherer Ausstattung in Bürgerhäusern und Schlössern, manchmal aber auch in bäuerlichen Kreisen eine kunstvolle Aufteilung der Decke in Kassettierungen. Daneben tritt seit dem Ausgange des 16. Jahrh. die Stuckdecke hervor, die — zum Teil in Verbindung mit Deckengemälden — ihre in weißem Ornament schwelgenden Wirkungen entfaltet.

Der Fußboden der Stube bestand zunächst nur aus einem einfachen Estrich. Später erscheint der Ziegelboden und der zuerst im 11. Jahrh. in den Kirchen auftauchende Fliesenboden, bei dem die Fliesen entweder bunt glasiert oder auch mit eingepreßten Ornamenten versehen waren, die sich bei der Zusammensetzung zu ganzen Mustern zusammensfügten<sup>1)</sup>. Bei reicherer Ausstattung kommen auch Mosaikböden oder Marmorbelag vor, der sich wenigstens in Niederdeutschland bis in das 17. Jahrh. in Gebrauch erhalten hat (Abb. 2). Der Holzfußboden ist zunächst in oberdeutschen Verhältnissen im Laufe des Mittelalters von der Dielung des Obergeschosses auf die Erdgeschoßräume übertragen. Im 16. Jahrh. hat er sich durch die Musterung der Dielenlage zum Parkett entwickelt. Die Sitte, den Fußboden mit Teppichen zu belegen, ist schon im hohen Mittelalter bezeugt. Besonders dringt durch Vermittlung der Kreuzzüge der asiatische Knüpfteppich in Europa ein, dessen Gebrauch sich dann mehr und mehr einbürgert. Der früheste erhaltene derartige Teppich stammt aus dem 13. Jahrh. Auch Stücke aus dem 14. bis 15. Jahrh. sind noch sehr selten (Abb. 2). Erst aus den Zeiten des 16. bis 18. Jahrh. haben sich Belegstücke in größerer Zahl erhalten<sup>2)</sup>.

Gestickte und gewirkte Wandbehänge spielen im Mittelalter eine große Rolle. Zu ihnen gehört die in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. ausgeführte berühmte Tapete von Bayeux, die die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer zur Darstellung bringt. Später blühte besonders im 15. und 16. Jahrh. die flandrische Teppichweberei, deren kostbare Werke in manchen Stücken auf uns gekommen sind, und deren Kunstfertigkeit auch in die deutschen Werkstätten übertragen ist.

Glasfenster sind erst seit dem Anfang des 14. Jahrh. allmählich an Stelle der vorausgehenden Holzladen oder Pergamentverkleidungen im bürgerlichen Hause eingedrungen. Zunächst er-

<sup>1)</sup> R. Forrer, Geschichte der europäischen Fliesen-Keramik. 1901.

<sup>2)</sup> W. Bode, Vorderasiatische Knüpfteppiche. Leipzig o. J.

scheinen sie als Bußenscheiben in Bleifassung (Abb. 1). Erst im 16. und 17. Jahrh. gelangte man zu viereckigen oder rautenförmig geschnittenen Glasscheiben, die durch Verbleiung zu einem Fensterflügel zusammengesetzt wurden, bis man endlich in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. so große Scheiben herzustellen lernte, daß ihrer zwei, nur durch eine Holzprosse getrennt, einen ganzen Fensterflügel auszufüllen vermochten.

In der Möbelausstattung gruppieren sich um den Tisch als Sitzgeräte der bewegliche Schemel und die an den Stubenwänden bis in das 17. Jahrh. meist fest eingebaute Bank (Abb. 1). Der Stuhl, von Haus aus der bevorzugte Herrrensitz, dringt im Mittelalter in der Form des mit Lehne versehenen drei- oder vierbeinigen Schemels oder als faltstuhl nur langsam neben der Bank in den bürgerlichen Hausrat. Erst im 16. Jahrh. wird er häufiger. Die auf den Sitzmöbeln verwandten Polster sind bis in das 17. Jahrh. bewegliche Kissen, erst im 18. Jahrh. werden sie in zunehmendem Maße fest, und sie geben dadurch dem Möbel einen anderen Charakter, ja sie lassen in gewissem Sinne ganz neue Möbel wie das Sofa entstehen.

Die bewegliche Bettstelle ist ursprünglich nur dem oberdeutschen Hause zu eigen. Dabei erscheint schon im ausgehenden Mittelalter neben den Bretteinlagen, auf denen der Strohsack ruht, ein Spannrahmen mit Gurten als Vorläufer der Matratze. Der im Mittelalter weit verbreitete Bettvorhang erklärt sich wohl zunächst dadurch, daß die Benutzung von Nachtgewändern erst seit dem 16. Jahrh. allmählich mehr in Aufnahme gekommen ist. Teilweise wurde der Vorhang an einem unter der Zimmerdecke befestigten Gestänge, teilweise an einem über den Bettpfosten errichteten Betthimmel aufgehängt. Das also ausgestattete Bett ist dann von Oberdeutschland allmählich auch in Niederdeutschland eingedrungen. Es hat aber den hier seit alters üblichen fest eingebauten Bettverschlag, die Buße, in bäuerlichen Kreisen bis auf den heutigen Tag noch nicht verdrängt. Über die Entstehung des Kinderbettes, der Wiege, scheinen nähere Untersuchungen noch nicht vorzuliegen. Vielleicht ist sie aus zwei verschiedenen Urformen entstanden, einerseits aus dem — in Niederdeutschland ursprünglich allein üblichen — Korbe, andererseits in Oberdeutschland auch wohl aus einer Verkleinerung der Bettstelle.

Über die Geschichte der Kastenmöbel im Mittelalter sind wir trotz mannigfacher Erwähnungen bis jetzt nur mangelhaft unterrichtet. Dabei stand an erster Stelle der niedrige Kasten.

Er wird als Truhe bzw. Lade oder als Kiste bezeichnet, und es scheint, daß es sich dabei um zwei verschiedene Formen handelt, indem die Truhe zunächst aus dem vollen Holz ausgehöhlt und erst später schreinermäßig zusammengesetzt und mit Kufen oder Füßen versehen, die Kiste dagegen von vornherein auf hochstehenden Stollen zusammengesetzt wurde. Im Mittelalter waren beide stark mit Eisenbändern beschlagen und bemalt. Seit dem 15. Jahrh. tritt der Beschlag zugunsten der architektonischen Behandlung zurück. Damit wurde zugleich Raum für Einlagen und Schnitzwerk, die sich nun über die Fläche ausbreiten. Schließlich ist die Truhe von dem Schrank und der erst im 18. Jahrh. in Gebrauch gekommenen Kommode verdrängt worden.

Die Benutzung des Schrankes geht schon in das Mittelalter zurück. Als „Schrein“ (scrinium) war er zunächst nur in kirchlichem Gebrauch und kam dann im 12. und 13. Jahrh. auch in das Bürger- und Bauernhaus<sup>1)</sup>.

Auf die Entwicklung des häuslichen Geschirrs kann hier im einzelnen nicht näher eingegangen werden. Im Mittelalter bestand es überwiegend aus Irdenware und Steinzeug, Holz, Zinn oder Glas. Edelmetallgefäße, deren einige in kostbarer Arbeit erhalten sind, waren für den festlichen Gebrauch bestimmt. Neben ihnen gewannen im 16. Jahrh. die in rheinischen und fränkischen Werkstätten kunstvoll gearbeiteten Steinzeuggefäße stark an Wertschätzung. Sie büßten sie aber wieder ein, seitdem im 17. Jahrh. die Fayence und um die Mitte des 18. Jahrh. das Porzellan sich das Bürgerhaus eroberten.

Wir verlassen damit die Stube und werfen noch einen Blick auf die Ausstattung des Herdraumes. Der gewaltige Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen oberdeutschem und niederdeutschem Hause besteht, wurde schon hervorgehoben. Im niederdeutschen Hause war der Herdraum, das flett am Ende der Diele, ursprünglich zugleich Wohnraum mit der auf dem Erdboden liegenden Feuerstätte als Mittelpunkt. Über dem Herde hing ein Holzdeckel, der „Herdrehm“, die von dem Rauche hochgetragenen Feuerfunken auf. Sonst war das Haus schornsteinlos.

<sup>1)</sup> Justus Brinckmann, Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. 1897. S. 597 ff. — J. v. Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. 1888. — F. Luthmer, Deutsche Möbel der Vergangenheit. o. J. — H. Stegmann, Die Holzmöbel des Germanischen Museums. In Mitt. a. d. Germ. Mus. 1902 ff. — Ders., Die Holzmöbel der Sammlung Figdor. 1907.

Erst mit dem Eindringen der Stube rückte der inzwischen über den Erdboden erhobene Herd an die Stubenwand, wo er zunächst von einer Ummauerung gefangen, dann auch mit einem Schornstein versehen wurde.

Anders ist es im oberdeutschen Hause. Hier finden wir seit dem frühen Mittelalter den eigenen Herdraum, die Küche. In ihr liegt der Herd mit dem großen Rauchfang und dem zunächst hölzernen und gekleibten, später gemauerten Schlotte an dem gemauerten Teil der Trennungswand zur Stube, durch den zugleich der Ofen geheizt wird. Der Herd ist daher unverrückbar. Er war so fest im Hause, daß man ihn sogar als Grenzmarke benutzte, und er ist es im Grunde auch geblieben, selbst nachdem in neueren Zeiten der Rauchfang gefallen und zu dem ursprünglich einzigen Schornstein im Hause oft noch ein zweiter oder sogar mehrere hinzugekommen sind.

Auf die einzelnen Herdgeräte, auf Feuerbock und Kesselhafen, auf Dreifuß und Pfannenthaler, auf Rost, Bratspieß und Bratspießhalter, auf die Bratspießuhr, den „Bräter“, auf Blasebalg und Feuerwedel, auf Feuerzange und Feuerhafen, auf Hafengabel und Kesselring, auf Ofenkrücke und Ofengabel, schließlich auf Feuerstülp, Besen und Flederwisch kann hier nicht näher eingegangen werden. Sie zeigen in Verbindung mit Kochtöpfen, Bronzegraben und Pfannen die ganze Vielseitigkeit der Küchenausstattung<sup>1)</sup>. —

Von der Entwicklung des deutschen Hauses und der Haus-einrichtung wenden wir uns zur Geschichte der deutschen Tracht<sup>2)</sup>. Wir erinnern uns dabei, daß das Mittelalter zunächst die aus Leinen und Wollstoffen, z. B. dem seit dem 6. Jahrh. geschätzten, in Friesland hergestellten Fries, daneben auch für Reise, Jagd und Krieg aus Leder bestehende germanische Tracht übernahm. Ihre Hauptbestandteile waren für den Mann eine leinene Hüftbekleidung, die „Bruch“, zwei lange Strümpfe, an deren Stelle später die von den Ostgermanen übernommenen

<sup>1)</sup> O. Lauffer, Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit. In Mitt. a. d. Germ. Mus. 1900.

<sup>2)</sup> J. Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt. 1858. — H. Weiß, Kostümfunde. 2. Aufl. 1883. — J. H. Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften. 2. Aufl. 1879 ff. — E. Kotelmann, Gesundheitspflege im Mittelalter. 1890. — M. Heyne, Körperpflege und Kleidung. 1903. — A. Schulz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker. 1903. — K. Spieß, Trachtenkunde. In Deutsche Geschichtsblätter 8, 145 ff. (1907).

Hosen traten, und der über den Kopf zu ziehende kurzärmelige, bis über die Hüften reichende Rock. Den Frauen fehlte die Bruch. Manche trugen statt dessen einen Leinenrock, das Hemd, darüber den über den Kopf gezogenen ärmellosen Rock, dessen Schulterteile mit einer Spange zusammengehalten wurden. Über den Rock trugen beide Geschlechter den bis an die Knie reichenden Mantel aus Wolle oder Pelz, den die Frauen vor der Brust mit einer Fibel, die Männer auf der rechten Schulter mit einer Spange zuhefteten. Der Schuh wurde mit Riemen über dem Fuße zusammengeschnürt in einer Form, die sich unter dem Namen Bundschuh fast unverändert bis in das 16. Jahrh. erhalten hat.

Seit der Völkerwanderung hatte diese Tracht sich den römischen Einflüssen geöffnet. Im Stoff kam für Prunkgewänder die Seide zu den alten Stoffen hinzu. Der Rock wurde mit Ärmeln versehen, und die Hosen gewannen vor der alten Sitte, die Beine mit Binden zu unwickeln, so sehr die Oberhand, daß sie sie bis zum 10. Jahrh. ganz verdrängten. Bei den Frauen hielt sich die alte Tracht verhältnismäßig rein bis auf die Karolingerzeit. Nur kamen auch bei ihnen die Ärmel auf. Auch wurde es Sitte, zwei Röcke übereinander zu tragen, den oberen kürzer als den unteren. Feine byzantinische Leinwand sowie seidene und golddurchzogene Stoffe des Orients trugen jetzt schon vor allem dazu bei, eine zunehmende Kluft zwischen der Tracht des reichen Mannes und der des Volkes entstehen zu lassen.

Die seit der Merowingerzeit einsetzende vollständige Herübernahme der byzantinischen Tracht hat sich nur auf die vornehmen Kreise beschränkt. Karl d. Gr. hat sie nur zweimal angelegt. Karl der Kahle liebte sie mehr. Auch Otto II. hat sich unter dem Einflusse seiner Gemahlin, der Griechin Theophano, gelegentlich byzantinisch gekleidet.

Im allgemeinen entwickelt sich im 9. und 10. Jahrh. unter der Führung der Frauen die Romanisierung der Tracht weiter. Rauchwerk, seidene Mäntel und reicher Schmuck sind jetzt beliebt. Dazu erscheint der Handschuh als notwendiger Teil der Tracht. Es herrscht eine ausgebildete Toilettenkunst, und damit zeigen sich die Keime einer ästhetischen Auffassung der Kleidung. Im 11. Jahrh. ist besonders die Frauentracht zur künstlerischen Erscheinung abgerundet, und im 12. Jahrh. wird in dieser Hinsicht ein Höhepunkt erreicht, der im ganzen Mittelalter und vielleicht kann man sagen, in der deutschen Trachtenkunde überhaupt einzig dasteht. Der starke Einfluß der Frau auf

die geistige Kultur der Zeit um 1200 findet hier auch äußerlich seinen sichtbaren Ausdruck.

Die Tracht, von der wir hier reden, bestand im einzelnen für die Frauen aus dem jetzt ganz zum Unterkleid gewordenen Hemde, darüber zwei tunikaähnlichen Röcken, von denen der obere allerdings im Hause oft fortfiel. Am Halse sah der zierlich gefertigte Hemdkragen und unter dem Rockärmel der angeknöpfte Hemdärmel hervor. Über dem Rock lag außerhalb des Hauses der Mantel. Die Schönheit dieser Tracht lag neben den flüssigen Linien des Faltenwurfs vor allem darin, daß sie die Formen des Leibes rein hervortreten ließ, ohne sie einzuengen. Um die Brust herauszuarbeiten, schnitt man an der Seite des Rockes ein Stück Stoff heraus und zog die Ränder mit Schnüren zusammen. Dazu pflegten die Frauen das Oberkleid bis zum Knie zu raffen, um das Unterkleid zur Geltung zu bringen. Endlich wurde um diese Zeit starker Aufwand mit farbigen, seiden- und bortenbesetzten Schuhen getrieben. Dazu kamen die leuchtenden Farben in Rot, Blau, Grün und Violett, die das Ansehen der vornehmen Tracht noch erhöhten, während die stumpfen Farben wie Grau und Braun nur von Bürgern und Bauern getragen wurden. In der Farbigkeit ging man im 12. und 13. Jahrh. sogar so weit, daß man die Kleider farbig teilte, wobei die Männer ihre Wappenfarben führten, die Frauen oft die Waffenrockfarben des Ritters, der ihnen diente.

Das Haar trug die vornehme Frau um diese Zeit lang mit einem Scheitel in der Mitte, zusammengehalten durch ein Haarband oder das sogen. Gebände. Daneben erscheint die „Riese“, eine Art herabfallender Schleier, der auch über das Gesicht gezogen werden konnte.

Die männliche Tracht, die sich in Stoff, Farbe und feinem Schnitt stark nach der weiblichen richtete, bestand aus Bein Kleidern mit Schuhen, Hemd, Rock und Mantel. Die Hosen waren auch jetzt noch geteilt, wie ein paar Strümpfe, oben durch die Bruch zusammengehalten. Der Rock ging bis auf die untere Wade, oft mit Pelz gefüttert (Abb. 3). Darüber kommt im 13. Jahrh. als Tracht der Stutzer noch ein oft sehr eng geschnittener ärmelloser Oberrock, der „Schapperun“, auf. Über ihm wurde der Mantel getragen, zunächst noch auf der Schulter, dann auch vorn zugeknöpft.

Von dieser Herrentracht beginnt sich nun die der Bürger und Bauern für unser Auge deutlicher abzuheben. Diese tragen nicht

die engen, sondern weite, faltige Hosen und nicht den langen, sondern einen kurzen Rock. Von ihnen dringt jetzt auch die Kopfbedeckung, eine Art Mütze, mehr in die obere Gesellschaft. Daneben entwickelt sich ein kegelförmiger Filzhut, der im 13. Jahrh. eine Krempe bekommt. Dieser Hut wird mit verschiedenen Standeszeichen geschmückt. Die Herzöge legen eine Krone um ihn herum.

Mit dem Ende des 13. Jahrh. beginnt die vordem maßvolle Tracht zu verfallen. Die Tracht wird üppiger und frecher. Schellen und Schnabelschuhe dringen ein. Unter französischem Vorbild kommt jetzt der stete Wechsel und die Launenhaftigkeit der Mode auf.

In der Männertracht wird während des 14. Jahrh. der Rock immer enger und kürzer. Um ihn anziehen zu können, mußte man ihn vor der Brust aufschlizen. Schließlich schnitt man ihn ganz auf und gelangte damit zu der Urform des noch heute üblichen Rockes. Der Enge des Rockes folgte die Enge der Hosen. Das Außergewöhnliche dieser Tracht aber wurde noch vermehrt dadurch, daß der Rock am Rande und an den Ärmeln gezackt wurde. So entsteht Anfang des 14. Jahrh. die Satteltracht, die bis weit in das 15. Jahrh. gebräuchlich blieb, und die besonders seit Ende des 14. Jahrh. durch einen Schellenbehang noch mehr in das Maßlose getrieben wurde.

Wie die Männertracht wird in dieser Zeit auch die der Frauen immer enger im Schnitt. Dafür kommt jetzt die Entblößung des Halses bis auf Schultern und Brust auf, wofür anderseits der Rock nach hinten durch eine große Schleppe — nach französischem Vorbilde — verlängert wird. Als Mantel wird die kurze „Hoite“ getragen. Um Nacken, Schultern und Wuchs hervortreten zu lassen, tragen die Frauen das Haar jetzt nicht mehr frei. Sie stecken es auf. Daneben bedecken sie es oft mit der Hülle, einem Kopftuch, das wieder in zahllosen Formen ausgestaltet wird. Nur den Mädchen bleibt es gestattet, das Haar frei fliegen zu lassen.

Mit dem Verfall der Tracht beginnt man seit dem Ende des 13. Jahrh. mehr und mehr im Schmuck zu schwelgen. Goldstoffe werden sehr beliebt, und Gold- und Silberarbeiten an Gürtelbeslag, Schnallen, Spangen und Knöpfen an Hals und Ärmeln nehmen überhand.

Das 15. Jahrh. setzt diese Entwicklung unter der Führung des burgundischen Hofes fort. Ein Zug ins Maßlose an Stoffverschwendung, Schmuck und Kleiderpracht bleiben das Bezeichnende. Jetzt begegnet bei den Männern ein weiter, faltiger Rock,

die „Joppe“, als Überkleid, das sich dann als bequemes Hauskleid im ganzen Abendlande durchsetzt, im 16. Jahrh. vor allem zur Gelehrtenracht wird und sich bis heute als Talar erhalten hat. Das Unterkleid bleibt möglichst eng um den Leib, so sehr, daß auch die Männer sich jetzt zu schnüren beginnen. Um so weiter werden die Ärmel geschnitten. Auf dem langlockigen Haupte tragen die Männer einen kleinen kappenartigen Filzhut, darüber aber noch einen großen Hut mit breiter Krempe, der oft an einer Schnur auf den Rücken fallen gelassen wurde.

Die Frauentracht dieser Zeit zeichnet sich namentlich durch den Kopfsputz aus, der eine ungeheure Mannigfaltigkeit an Hauben entstehen läßt und diese noch mit langen Schleiern besetzt. Eines der merkwürdigsten Erzeugnisse dieser Art war die über einem hohen Drahtgestell aufgebaute Kegelhaube, die sich lange gehalten hat und in bäuerlichen Trachten bis in das 19. Jahrh. nachklingt. Als einen erheblichen Gewinn der Frauentracht brachte das 15. Jahrh. die Zweiteilung des Rockes. Jetzt entsteht die Trennung in Rock und Nieder, die freilich sich nicht gleich allgemein durchsetzte und erst im 16. Jahrh. vollständig durchgeführt wurde (Abb. 2).

Bei der starken Entblößung, die nicht nur die Tracht der Frauen, sondern auch die der Männer im 15. Jahrh. ergreift, tritt mehr und mehr eine große Sorgfalt in der Ausgestaltung des Hemdes hervor. Es wird mit künstlichen Fältelungen um Hals und Arm versehen und mit Stickereien geschmückt. Die Vorläufer der Kragen und Manschetten treten damit hervor. Eine übermäßige Putzsucht geht daneben her, die das Haar in langen Locken pflegt, es mit Kopfreifen, Bändern, Kränzen und Federn schmückt, und die sich in Gold- und Silberschmuck kaum genug tun kann.

Den großen Umschlag in dieser Kleiderpracht brachte die Reformation. Die Frauen gingen in dieser Beziehung voran. Sie verkürzten die lange Schleppe des Rockes, und sie schlossen den Halsausschnitt am Nieder, oder sie verdeckten ihn mit dem Goller. Sie räumten stark mit den großen Haubenformen auf und behielten nur die enge Haarhaube, über der sie wie die Männer das neu entstandene Barett trugen. Bei der Tracht der Männer war die Umkehr weniger einheitlich. Die Landsknechte gingen zunächst völlig in den alten Bahnen weiter. Sie hielten an der Dekolletierung fest und behingen sich mit Schmucksachen. Dabei bevorzugten sie auch weiter den bis zur Schamlosigkeit ge-

triebenen engen Schnitt (Abb. 10). Eine Neuerung war, daß sie die Kleider reihenweis oder in sternförmigen Mustern schlitzen und die Schlitze mit andersfarbigen Bauschen auslegten. Auf diesem Wege kamen sie im Jahre 1553 zu der berühmten Pluderhose, die von der vorausgehenden Enge zu einer ganz maßlosen Weite umschlug, aber an der farbigen Zusammensetzung aus Tuchstreifen festhielt. Bis in den Ausgang des 16. Jahrh. hat sich dieses merkwürdige und vielbekämpfte Kleidungsstück bei den Söldnerscharen lebendig erhalten.

Von diesen Ausschweifungen haben sich die bürgerlichen Kreise ebenso wie der Adel im allgemeinen ferngehalten. Sie trugen eine weniger bauschige Hose, die nach dem Geschmack der Zeit bei der Festkleidung gern mit allerhand Schleifenwerk verziert war. Die dazu gehörige Jacke war eng, wattiert und gesteppt. Auch sie war oft geschlitzt, mit Vorsaßstreifen und reichlich mit Knöpfen besetzt. Im übrigen wechselte sie, der Mode folgend, vielfach ihr Aussehen durch die Anbringung von Schulterwülsten, durch Auspolsterung des „Spizbauches“ oder auch des französischen „Gänsebauches“. Um den Hals begann der gekräuselte Hemdkragen in der Mitte des Jahrhunderts sich von dem Hemde loszulösen. Er wurde ein selbständiges Stück der Leibwäsche und begann nun sich mehr in die Breite zu entfalten, bis er sich zu dem über die Schultern reichenden Mühlsteinkragen auswuchs. Über der Jacke wurden die gern mit Pelz verbrämten „Kappen“ oder Schauben mit und ohne Ärmel getragen, die der Kleidung ein sehr ehrbares Aussehen gaben. Daneben erschienen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die mehr tändelnden kurzen spanischen Mäntel mit hochstehendem Kragen. Gleichzeitig drang neben dem Barett der spanische Hut ein, der es um 1580 dann ganz verdrängte.

Im 17. Jahrh. übernahm an Spaniens Stelle Frankreich die Führung in der Mode. Der Deutsche begann sich jetzt »à la mode« zu kleiden. Die Männer trugen die kurze runde, seitlich geschlitzte Hose, dazu ein weitärmeliges Wams mit langem Schoß, dessen Ansatz durch Schleifen angedeutet wurde, einen breitkrempigen Hut, einen geknöpften Mantel mit halben oder umgeschlagenen Ärmeln. An den Füßen traten neben die Schuhe die hohen Reiterstiefel. Die Frauen, die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Wattierungen, Steppmustern und Wulstärmeln den Männern gefolgt waren, behielten diese Richtung auch im 17. Jahrh. zunächst bei. Dichtgeknöpfte, langschößige Überkleider

mit kurzen oder geschlizten Ärmeln, große Schlapphüte, gefältelte Kragen und Stulphandschuhe gaben der Frauentracht ein stark männliches Ansehen.

Seit der Zeit Ludwigs XIV. führte der Weg der Tracht über Perücke und Fontage, die weibliche Bänderhaube, in das 18. Jahrh. Die Oberschenkelhose wurde enger, der glockenförmig abstehende Rock faltenloser, während die Weste bis zum Knie herabreichte. Die großen Kragen fielen fort, und der hohe Stiefel wurde wieder mehr durch den kurzen Schuh mit Seidenlaschen und Schuhschnallen verdrängt. Glockenförmig wie der Rock der Männer wurde auch der der Frauen. Der Reifrock blühte. Das Leibchen war tief ausgeschnitten und eng anliegend. Rückwärts an ihm aber wurde an der Taille oder zwischen den Schultern die gebauschte Schleppe befestigt.

Nicht ohne Wirkung blieb der von dem preussischen Hofe Friedrich Wilhelms I. ausgehende Zug zur Einfachheit. Die Männertracht erhielt jetzt einen mehr soldatischen Zug. Der Rock wich dem Frack, der breitkrempe Hut dem Dreispitz, die Perücke dem Zopf. Auch die Tracht der Frauen wurde knapper im Schnitt, dafür freilich oft durch reichlichen Aufwand an Spitzen und Bändern geschmückt.

Einen vollständigen Umschwung führte dann die französische Revolution herbei. Sie brachte den Männern zu dem Frack die langen Hosen, an Stelle des Zopfes das kurzgeschnittene Haar, an Stelle des Dreispitzes den Zylinder, dazu das große Halstuch, das später zum Schlips zusammenschrumpfte. Sie verbürgerlichte die Männertracht im stärksten Maße, indem sie seidene Stoffe, Spitzen und Stickereien ganz verbannte.

In der Frauentracht führte die antikisierende Richtung, die in dem Empirekleide eine gemäßigte Fortsetzung fand, zunächst einen vollständigen Bruch mit den vorausgehenden Formen herbei. Nach dem Sturze Napoleons I. aber griff die deutsche Mode wieder auf die alten Formen zurück, die in dem Kleide der Biedermeierzeit in vieler Hinsicht eine sehr geschmackvolle Fortsetzung fanden. Eine dauernde Abkehr von der französischen Modeherrschaft, in der im dritten Viertel des 19. Jahrh. die Kaiserin Eugenie die Führung übernahm, hat die deutsche Kleidung aber auch dann nicht zuwege gebracht, und so hat Paris auch bis in das 20. Jahrh. hinein die Führung in der Mode behalten.

Alles in allem ist zu bemerken, daß das, was hier über die Geschichte der Kleidung vorgetragen wurde, zunächst für die Tracht

der führenden Kreise gilt. Von der städtischen Tracht wissen wir bis in das 13. Jahrh., von der bäuerlichen bis in das 16. Jahrh. sehr wenig. Für beide steht aber fest, daß sie mit geringen Ausnahmen der Herrenmode gefolgt sind. Wo sich im 16. und 17. Jahrh. besondere örtliche Formen städtischer Tracht zeigen, handelt es sich immer nur um eine Fortbildung festgehaltener älterer Modestücke. Dasselbe gilt von den bäuerlichen Trachten, die in den benachbarten Städten ihre Vorbilder fanden und sie noch fortsetzten, wenn sie dort schon aufgegeben waren.

Auf die einzelnen schmuck- und gebrauchsmäßigen Zutaten der Kleidung, auf die Ausgestaltung des Edelschmucks, auf den seit dem 16. Jahrh. hervortretenden Fächer, oder auf den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. auftauchenden Regenschirm, kann hier nicht eingegangen werden. Von der Brille und von der Taschenuhr wird später die Rede sein. —

Wie bei der Behandlung der Tracht, so können wir auch bei der Besprechung der Altertümer des gesellschaftlichen Lebens aus einer überreichen Fülle nur das wichtigste hervorheben. Als Hauptrückfichten für die Gruppierung kommen dabei Musik, Jagd und Spiel in Betracht.

Die Musikinstrumente<sup>1)</sup> verdanken sehr verschiedenen Lebensbetätigungen ihre Entstehung. Hirtenleben, Jagd, Krieg, Gottesdienst und Tanz haben dabei mitgewirkt. Nach Gebrauch und Konstruktion teilt man sie ein in Schlaginstrumente, hölzerne und blecherne Blasinstrumente und in Saiteninstrumente, diese wieder in Tasteninstrumente und in solche, deren Saiten entweder mit dem Finger gerissen oder mit dem Bogen gestrichen oder endlich mit einem Klöppel angeschlagen werden. Von ihnen allen hat das Mittelalter schon verschiedene Arten hervorgebracht. Gehen wir von den Schlag- oder Lärminstrumenten aus, so finden wir schon bei den Germanen die mit zwei Schlägeln geschlagene Trommel (Abb. 2). Dazu kamen dann als kleinere Trommel das am Hals getragene Taborum und das Tympanum, eine mit einem Schläger geschlagene Metallplatte. Die

<sup>1)</sup> H. Mendel u. A. Reifmann, Musikalisches Konversationslexikon. 1870—1883. — J. v. Wasielewski, Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrh. 1878. — H. Riemann, Handbuch der Musikgeschichte. 1904—1912. — Ders., Abriß der Musikgeschichte. 5. Aufl. 1914. — O. Fleischer, Führer durch die kgl. Sammlung alter Musikinstrumente. 1892. — G. Kinsky, Katalog des Musikhistorischen Museums in Köln. I—II. 1911—1912.

Cymbeln waren Metallplatten, die aneinander geschlagen wurden. Endlich erscheint das Tintinabulum, ein Läutinstrument mit radial zusammengesetzten Glocken.

Unter den Blasinstrumenten steht als einfachstes die aus Rohr oder Bein gefertigte Pfeife. Sie begegnet schon früh unter dem Namen der Schwegel (Abb. 2), später der Querflöte, Zwerchpfeife oder Schweizerpfeife. Aus der einfachen Pfeife entwickelte sich dann die Langflöte, die als Diskant-, Alt-, Tenor- und Bassflöte gefertigt und wie die spätere Klarinette oder die Oboe gespielt wurde. Sie blieb bis in das 18. Jahrh. in Gebrauch, wurde dann aber durch die Querflöte verdrängt. Von der gewöhnlichen Pfeife unterschied sich die Kauschpfeife dadurch, daß bei ihr das Mundstück nicht an das Rohr, sondern an das zwischen Mundstück und Rohr eingeschobene Kopfstück angefügt wurde. Aus der Kauschpfeife und aus der mit zwei Rohrblättern als Mundstück versehenen Schalmei haben sich später die Oboen und Klarinetten herausgebildet. Andererseits hat sich aus einer Zusammensetzung der Schalmei mit einem Luftschlauch schon früh die Sackpfeife oder der Dudelsack entwickelt, bei dem auf der Schalmei die Melodie gespielt wird, während zwei Nebenröhren dauernd je einen Begleitton mitsummen lassen und daher Summer, Hummeln oder Stimmer genannt werden. Je nach der Art der Summer unterschied man die Schaberpfeiff oder das Hummelchen mit zwei, den Dudendei mit drei Summern, den Bock mit nur einem als großem langen Horn gebildeten Summer.

Eine weitere Entwicklungsreihe von Blasinstrumenten schließt sich an das in Oberdeutschland lange in Gebrauch gebliebene Alphorn, das seine Hauptbedeutung als Signalthorn hatte. In gebogener Form bildet es die Urgestalt der besonders im 16. Jahrh. sehr beliebten in den vier Tonarten erscheinenden Krummhörner. Ebenso gehen die in gerader oder gebogener Form auftretenden Zinken des Mittelalters (Abb. 2) einerseits auf das Alphorn, andererseits auf die Schalmei zurück, und endlich ist aus dem Alphorn auch die lange Trompete entstanden. Dieses Instrument erscheint schon im ausgehenden Mittelalter im wesentlichen in der heutigen gebogenen Form, bei der sich je nach den Windungen die Feldtrompete, die Klareta und das Türmerhorn unterscheiden. Neben dem Horn hat auch die Posaune die bereits im ausgehenden Mittelalter festgestellte Form bis heute erhalten (Abb. 2).

Eine besondere Stellung unter den Blasinstrumenten nimmt die schon der Antike bekannte Orgel (lat. organum) ein. In

Deutschland übernahm man nicht die römische Wasserorgel, sondern die byzantinische pneumatische Orgel. Ursprünglich ein weltliches Instrument, wurde sie von der Kirche eingeführt und gelangte so zu weiterer Verbreitung. Im ausgehenden Mittelalter unterschied man neben den Orgeln noch kleinere Orgelwerke nach der Größe und der Zahl der Stimmen, das Positiv mit nur zwei Registern und meist noch ohne Pedal, das Portativ, ein kleines tragbares Positiv mit nur einem Register von dem Umfang einer Oktave, und endlich als kleinstes Werk das Regal mit nur einer Zungenstimme. Seit dem ausgehenden Mittelalter wurde die Orgel ganz auf den kirchlichen Gebrauch beschränkt.

Wie die Orgel wurde zunächst auch das Fagott durch einen Blasebalg bedient. In dieser Gestalt bestand es aus zwei mit Klappen und Tonlöchern versehenen größeren und zwei dazwischen stehenden kleineren Röhren. Der Name wurde dann übertragen auf eine 1525 in Ferrara entstandene zusammengeknickte Art der großen Schalmeyen oder Bomharte, die in dieser neuen Form auch als Dolcian oder als Rackett oder Ranket bezeichnet wurden.

Unter den Saiteninstrumenten, der dritten Art von Musikinstrumenten, begegnet als ältestes die Harfe, ein dreieckiger Holzrahmen mit daraufgespannten Saiten, die meist mit den Fingern gezupft, selten mit einem Klöppel geschlagen wurden. Neben der Harfe steht als vielleicht ältestes Streichinstrument die Crotta oder Rotta. Sie hatte drei Saiten, besaß aber noch keinen Steg, so daß beim Spielen der Bogen alle drei Saiten anstrich und infolgedessen neben der Melodie stets der Grundton und die Quinte mitklang. Aus der Rotta entstanden als neue Arten das Organistrum und die Fidel. Bei dem ersteren, das seit dem Ausgang des 12. Jahrh. auch unter dem Namen Symphonie erscheint, wurden die Saiten anstatt mit dem Bogen mit einem durch eine Kurbel bedienten Rädchen angeschlagen. Es erfreute sich noch im 16. Jahrh. großer Beliebtheit. Später hat es nur noch als Bettlerleyer sein Leben gefristet.

Die als Tanzinstrument im Mittelalter beliebte Fidel hatte zunächst nur eine, bald aber wie die Rotta drei Saiten. Im Mittelalter fehlte ihr der Steg, der ihr zugleich mit der gewölbten Decke erst am Anfang des 16. Jahrh. verliehen wurde. Diese Verbesserung kam von Italien, und mit ihr die Unterscheidung zwischen Kniegeige (*viola da gamba*), dem heutigen Violoncello, und Armgeige (*viola da braccio*), die beide wieder in verschiedene Unterarten eingeteilt waren. Der Bau der heutigen

Geigen wurde ebenfalls in Italien, besonders in Cremona, um 1600 zur Vollendung gebracht.

Von den sonstigen Saiteninstrumenten nennen wir zunächst die seit den Kreuzzügen erscheinende deutsche Zither (*cythara teutonica*), die aus einem der Form der Geigen ähnlichen, mit fünf bis sieben Saiten bespannten gewölbten Holzboden bestand, und die wahrscheinlich auf die arabische Rebec zurückgeht. Ursprünglich arabisch ist auch wohl die Laute, die im späten Mittelalter über Frankreich nach Deutschland kam, und deren Bau durch den stark gewölbten „Bauch“ und die auf dem Griffbrett angebrachten Querleisten, die „Bünde“, bezeichnet wird. Die Saiten wurden meist mit dem Finger gezupft. Als Instrument zur Begleitung des Gesanges stand die Laute im 16. Jahrh. an Beliebtheit in der ersten Reihe, und sie behauptete sich noch im 18. Jahrh. als selbständiges Instrument neben dem Klavier in voller Geltung.

Eine der nachhaltigsten Entwicklungen unter den Saiteninstrumenten war dem schon in Karolingerzeit begegnenden Hackbrett beschieden, einem länglichen Kasten mit Resonanzboden, auf dem die Saiten von Metall aufgezogen waren. Diese wurden durch Wirbel gestimmt und mit Holzklöppeln angeschlagen. Von einem anfänglichen Umfange von vier oder fünf Tönen entwickelte sich das Hackbrett später bis zu vier Oktaven. Der weitere Ausbau des Hackbretts zum Klavichord geschah dadurch, daß man seine Bauart mit dem des Monochords verschmolz. Dieses hatte ursprünglich nur eine Saite mit beweglichem Stege gehabt. Durch die Erweiterung auf drei bis vier Saiten hatte es sich dann zu dem Scheitholz und dem ihm ähnlichen Trumscheit entwickelt, es war aber noch weiter dadurch ausgestaltet, daß man bei ihm eine Klaviatur anbrachte. Diese Klaviatur wurde nun auch auf das Hackbrett übertragen, und so entstand das Klavichord. Bei ihm war an den Tasten je ein Hebelarm angebracht, der an seinem Ende mit einer Metallzunge beim Niederdrücken der Taste an die Saite schlug und sie so zum Klingen brachte. Dieses Instrument war schon im Anfang des 16. Jahrh. sehr beliebt und auch in der äußeren Ausstattung bevorzugt.

Ähnlich wie das Klavichord war das Klavicymbalum, nur daß hier an den Hebeln statt der Metallzungen Rabenfüße angebracht waren. Wenn das Klavicymbel außerdem noch mit einigen durch Blasebälge bedienten Orgelpfeifenregistern versehen war, so nannte man dieses erweiterte Instrument ein „Klaviorganum“.

Hatte so das Klavichord einerseits zum Klavicymbel geführt,

so führte es andererseits zum Geigenklavier, bei dem an Stelle der Hebel kleine mit Kolophonium bestrichene Rädchen, die ihrerseits wieder durch ein Räderwerk angetrieben wurden, das Anschlagen der Saiten besorgten. Als Abart des Klavichords erscheint schließlich das seit dem 16. Jahrh. gebräuchliche Spinett, das, mit messingenen Saiten bezogen, zunächst nur drei Oktaven Umfang hatte. Der entscheidende Schritt vom Klavichord und vom Klavicymbel zum vollendeten Klavier erfolgte durch die Anwendung kleiner beledeter Hämmer, die auf Bartholomeo Cristofori (1655—1731) zurückgeführt wird. Diese Hammermechanik hat dann im Laufe des 18. Jahrh. den Sieg über Stahltangente und Federkiel davongetragen.

Von den genannten Instrumenten werden die Bettlerleyer, das Organistrum und das Geigenklavier wegen der ihnen eigentümlichen Rädermechanik auch als Friktionsinstrumente bezeichnet. Die einfachste Art dieser Instrumente ist die Schnarre oder Rätel. Zu ihnen kam dann im 18. Jahrh. noch die „Harmonika“, die im Jahre 1762 von Benj. Franklin hergestellt wurde. Sie besteht aus einer Reihe verschieden großer auf einer liegenden Welle aufgereihter Glasglocken, die durch ein Trittwerk in Drehung gesetzt und mit den angefeuchteten Fingern zum Klingen gebracht wurden. Diese Harmonika bildete das Entzücken der Werterzeit. Der im Jahre 1740 vom Grafen Brühl in Dresden gemachte Versuch, ein ähnliches Instrument aus nebeneinander stehenden Porzellanschalen, das als Karillon bezeichnet wurde, einzuführen, ist über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen.

Die Ansprüche des gesellschaftlichen Lebens haben demnach eine große Zahl von Musikinstrumenten entstehen lassen. Aber noch weit größer ist die Zahl der Gegenstände, die dem Spiele dienen, der Spielsachen<sup>1)</sup>. Sie ist so groß, daß wir hier nur die wichtigsten hervorheben können. Uralt sind die Spiele der Kinder, in denen sie die Beschäftigungen und Geräte der Erwachsenen nachahmen. Puppen sind schon im frühen Mittelalter bezeugt und aus späterer Zeit ganz oder zum Teil — aus Holz, mit ausgestopften Gliedern, mit Köpfen aus Holz, Irdenware, Papiermasse, zuletzt Porzellan — erhalten. Im Mittelalter

<sup>1)</sup> G. L. Kriegel, Das Bürgertum im Mittelalter. 1868. 1871. — U. Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. 2. Aufl. 1889. — Ders., Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. 1892. — Ders., Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker. 1903. — K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 3. Aufl. 1897.

spielten Kinder mit Ritterfiguren (Abb. 3) wie in späterer Zeit mit Soldaten aus Holz oder Zinn, und die Ausrüstung mit Säbel und Gewehr, Pfeifen und Trommeln findet sich schon seit Jahrhunderten. Kreisel, Kugeln und Tierfiguren aus Ton, Holz und Metall sind ebenfalls schon im Mittelalter bezeugt<sup>1)</sup>. Zu ganzen Spielgruppen vereinigt erscheinen Schäferereien, Jagden und Menagerien, Puppenstuben und Puppenküchen, Kaufläden, Putzläden usw. Sie geben die Ausstattung ihrer großen Vorbilder oft bis ins einzelne getreu wieder, und so sind sie ebenso wie besonders die seit dem 16. Jahrh. üblichen ganzen Puppenhäuser auch für die Geschichte der Wohnungsausstattung lehrreich<sup>2)</sup>.

Unter den Bewegungsspielen reicht der Ball wohl schon in germanische, das Kegelspiel sicher in mittelalterliche Zeit zurück, wo es sich großer Beliebtheit erfreute. Das Palmespiel, eine Art Krocket, wurde besonders im 17. Jahrh. gespielt. Das im 16. Jahrh. in Italien erfundene Billard kam in Deutschland erst im 18. Jahrh. zu größerer Verbreitung.

Bekannt ist die Leidenschaft, mit der sich schon die Germanen dem Glücksspiel hingaben. Seit ihrer Zeit haben sich die aus Holz, Bein oder Schiefer gearbeiteten Würfel in Geltung erhalten. Daneben kamen seit dem ausgehenden Mittelalter in Deutschland die Glückshäfen auf, die später den italienischen Namen Lotto oder Lotterie erhielten, und bei denen die Spieler anfänglich Waren, später bestimmte Geldsummen gewannen.

Von den Brettspielen, über die wir schon aus dem 4. Jahrh. eine Erwähnung besitzen, entsprach im Mittelalter das Zabelspiel unserer „Dame“, das Wurfzabelspiel unserem Triftrak. Das Mühlespiel wird erst im ausgehenden Mittelalter genannt, es reicht aber wohl schon in ältere Zeiten zurück. Eine wichtige Vermehrung gewannen die deutschen Brettspiele, als durch die Kreuzzüge das im 6. Jahrh. in Indien als Kriegsspiel erfundene Schach, das „Schachzabel“, eingeführt wurde<sup>3)</sup>.

Wie das Schachspiel so stammen auch die Spielkarten aus dem Orient<sup>4)</sup>. Zuerst in Indien und China aufgekommen, waren

<sup>1)</sup> J. V. v. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. 2. Aufl. 1873.

<sup>2)</sup> B. Müller, Das Gontardsche Puppenhaus. In „Alt-Frankfurt“. Jahrg. V. 1913. — J. Stockbauer in „Bayerische Gewerbe-Zeitung“ I. 1888. — O. Lauffer in „Mitt. d. Germ. Mus.“ 1900. S. 135 f.

<sup>3)</sup> A. van der Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels. 1874.

<sup>4)</sup> Eitelberger in Mitteilungen der k. k. Zentralkommission. 1860. — f. Quilling, Ausstellung alter Spielkarten im städtischen historischen Museum. Frankfurt a. M. 1900.

sie schon im 12. Jahrh. bei den Arabern gebräuchlich und kamen durch die Kreuzfahrer nach Europa, wo sie im 14. Jahrh. schon stark verbreitet waren. Nach der Art des Spieles unterscheidet man dabei Vierfarbentarten und Tarokkarten, von denen die ersteren aus vier Reihen von je drei Figuren und zehn Zahlenkarten bestehen, während das Tarokkspiel noch je eine Figur mehr und außerdem noch eine fünfte Trumpfreihe von 22 Figuren, im ganzen also 78 Karten hat.

Nach Farben und Bildern unterscheiden sich die deutschen von den italienischen und französischen Karten. In Italien, wo die Karten in Europa zuerst entstanden, finden sich die vier Reihen mit Coppa (Becher), Danaro (Münze), Spada (Schwert) und Barbone (Stab), dazu als Figuren Fante (Fußknecht), Cavallo (Reiter) und Re (König). Diese Karten kamen mit dem schon im 13. Jahrh. bekannten Trappola-Spiel nach Deutschland und haben sich hier mit dem Spiele bis in das 19. Jahrh. erhalten. Das Tarok brachte dazu als vierte Figur die Dame.

In Deutschland haben die Karten sich aber schon im Mittelalter auch zu eigenen Zeichen Herz (rot), Laub (grün), Eichel und Schelle entwickelt und die Figuren in Unter, Ober und König geändert. Daneben erscheinen die Farben noch gelegentlich in anderen Formen, z. B. als Glockenblume, Nelke, Hase und Papagei. Außerdem hat man historische und geographische Beziehungen hinzugefügt, indem man z. B. die Könige in der Gestalt der jeweils regierenden Herren oder als Personifikationen der Weltteile usw. erscheinen ließ.

Nach Frankreich ist das Kartenspiel von Italien erst im Ausgang des 14. Jahrh. gekommen. Die italienischen Farben sind dort, wohl unter deutschem Einfluß, in zwei rote, Cœur (Herz) und Carreau (Raute), und zwei schwarze, Pique (Lanze) und Trèfle (Klee), die Figuren in Valet (Bube), Dame und Roi umgewandelt. Diese französische Karte ist dann im 17. Jahrh. auch in Deutschland eingedrungen und hat hier die deutsche Karte mehr und mehr verdrängt.

Wenden wir uns zu der Geschichte des Theaters, so ist daran zu erinnern, daß dasselbe in Deutschland ursprünglich aus kirchlichen Umzügen mit dramatischen Einlagen hervorgegangen ist. Das Aufkommen des weltlichen Schauspiels hat dann zunächst nur zu Wanderbühnen geführt. Erst im 17. Jahrh. erscheinen eigene Schauspielhäuser und dann auch Opernbauten. Die vorher üblichen spanischen Wände wurden dabei durch Kulissen ersetzt,

die ebenso wie die Theaterprospekte schon zu Beginn des 18. Jahrh. in ihrer Ausstattung einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hatten. Die Theatergewänder hielten sich entweder in romantischen Formen, oder es waren reine Phantasiefestüme. Das historische Kostüm von annähernder geschichtlicher Genauigkeit ist erst eine Errungenschaft des 19. Jahrh.

Neben dem Spiele lebender Schauspieler sind die mit künstlichen Figuren arbeitenden Spiele, die Puppenspiele, ihren eigenen Weg gegangen. In Deutschland waren sie schon im 12. Jahrh. bekannt (Abb. 3). Ihre Ausbildung erhielten sie aber in Italien. Von dort wanderten sie nach Frankreich, wo sie in Anlehnung an die zu kirchlichen Zwecken verwandten Marienfigürchen als „Marionetten“ bezeichnet wurden. Ausländische Marionettenspieler haben ihre Kunst dann besonders im 17. Jahrh. durch Deutschland getragen und hier heimisch gemacht<sup>1)</sup>.

Die Geschichte sonstiger Belustigungen, des Tanzes und der Festlichkeiten fließt über in das weite Gebiet der reinen Sittengeschichte. Eigene äußere Denkmäler haben sie im allgemeinen nicht entstehen lassen. Anders ist es in dieser Beziehung mit der Jagd, wemgleich auch der Kreis der Jagdaltertümer im Verhältnis nicht gerade groß ist<sup>2)</sup>.

Seit germanischer Zeit wurde die Jagd ursprünglich als Einzeljagd gepflegt. Man fing das Rotwild in Gehegen, in Gruben, Netzen oder Schlingen, ebenso die Bären und Sauen, die man auch mit Hunden hegte und mit dem Spieß abfing. Biber, Otter und Marder fing man mit abgerichteten Hunden, Vögel mit Netzen. Seit Karl d. Gr. kam die Jagd mehr in waidgerechte Bahnen. Er setzte bestimmte Schonzeiten fest, ließ große Gehege anlegen, bestellte besondere Jagdwagen mit Fangapparaten und einer zahlreichen Meute. Im Unterschiede von der in Frankreich und England üblichen Parforcejagd bildete sich nun die deutsche Jagd heraus, die vor allem auf die Abrichtung des Leithundes und das Stellen des Wildes mit Netzen und Tüchern ausging.

<sup>1)</sup> Graesse, Zur Geschichte des Puppenspiels und der Automaten. 1856. — Floegel, Geschichte des Grotesk-Komischen. Neu bearbeitet von f. W. Ebeling. 1862.

<sup>2)</sup> K. Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland. 1879. — A. Schwappach, Grundriß der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. 1892. — U. Wendt, Kultur und Jagd I—II. 1907. — A. Schulz a. a. O. — W. Pefler, Die Forst- und Jagdabteilung im Vaterländischen Museum der Stadt Hannover. 1916.

Spieß und Wurfspeer, Armbrust und Bogen sind die gewöhnlichen Jagdwaffen des Mittelalters, doch werden sie, wenigstens dem großen Wilde gegenüber, selten angewandt, da man dieses von den Hunden niederlegen ließ, um es dann mit dem Spieß oder mit dem aus dem alten einschneidigen Scramasax hervorgegangenen Hirschfänger abzufangen. Mit dem 16. Jahrh. setzt dann auch bei der Jagd der Gebrauch der Schußwaffen ein, und zwar folgen die Jagdwaffen dabei in ihren wesentlichen Teilen der Entwicklung der Kriegswaffen, nur daß sie meist leichter gearbeitet und gern mit Perlmutter- und Beineinlagen, Messing- und vergoldetem Bronzebeschlag zur Prunkwaffe ausgestaltet sind.

Als besondere Art der Jagd ist die Falkenbeize zu nennen, die mit verschiedenen Arten von Falken, Sperbern und Habichten getrieben wurde. Sie hat eine ganze Reihe besonderer Jagdgeräte entstehen lassen. An den Fängen wurde der Falke mit einem Lederriemen, dem „Würfel“, gefesselt, der unten in einen Ring endigte. Durch diesen Ring war ein längerer Riemen, die „Langfessel“, gezogen, mit der der Falke an der Stange angebunden oder in der mit einem ledernen Handschuh bewehrten Faust gehalten wurde. Bei der Zähmung war ursprünglich ein teilweises Blenden durch Heraufziehen der unteren Augenlider mittels eines Fadens gebräuchlich. Später führte Kaiser Friedrich II. die von den Orientalen erfundene Kappe oder Haube ein. Große hortenbesetzte Falkentaschen aus Leder mit reich gearbeitetem Eisenbügel sind aus dem Gebrauch der Falkner, zur Mitführung der Ägung, in mehreren unserer großen Sammlungen erhalten<sup>1)</sup>.

Für das Jagdgewand ist die grüne Farbe schon im Mittelalter üblich. Sie hat sich im Gebrauch der Jäger erhalten und ist auch in die im 18. Jahrh. ausgebildete Uniform der Forstbeamten übergegangen. —

Sehen wir von der Jagd ab, so sind die Denkmäler des gesellschaftlichen Lebens überwiegend an das Haus gebunden. Nicht mehr in dem gleichen Maße ist das bei den Denkmälern des handwerklichen Lebens, von Ackerbau und Gewerbe, des Handels und des Verkehrs der Fall. Sie alle wurzeln

<sup>1)</sup> Schulz, Höfisches Leben. — P. Dahms, Die Beizjagd in Altpreußen. In Archiv für Kulturgeschichte. II. 1904. — H. Begiebing, Die Jagd im Leben der salischen Kaiser. 1905. — O. Lauffer, Jahresber. d. Mus. f. Hamburg. Gesch. 1910.

im häuslichen Leben, aber sie gehen vielfach aus dem Hause heraus und führen in die Weite.

Von den Ackergeräten<sup>1)</sup> ist eines der wichtigsten der Pflug. Schon die Germanen haben ihn in der Form des Hakenpflugs benützt. Diesen haben sie dann gegen einen verbesserten, wohl mit stärkeren Eisenteilen versehenen keltischen Pflug vertauscht, aber die Vorzüge desselben haben sich wohl nicht gleich voll durchgesetzt, wenigstens ist das Sech, das zu diesen Vorzügen gerechnet wird, in Karolingerzeit noch nicht überall vorhanden und hat sich erst im späteren Mittelalter weiter verbreitet<sup>2)</sup>. Die Geschichte der Egge, die in verschiedenen Formen, geradeaus und über Eck gezogen, vorkommt, scheint noch nicht geschrieben zu sein. Ihre ursprünglich hölzernen Zähne sind erst im frühen Mittelalter durch solche aus Eisen ersetzt<sup>3)</sup>. Neben ihr erscheint die Felge, ein Rundholz zum Zerkleinern der Erdschollen, das erst im hohen Mittelalter zur ausgebildeten Walze geworden zu sein scheint.

Neben dem Pfluge kommen Hacke und Spaten schon seit römischer Zeit mit Eisenbeslag vor, ebenso früh begegnen eiserne Sichel und Sensen. In zwei verschiedenen Formen kommt das zum Dreschen benutzte Gerät vor, entweder als einteiliger Dreschstock oder als zweiteiliger Dreschflegel. Letzterer ist, wie der aus lat. flagellum abgeleitete Name bezeugt, offenbar in dieser Form von den Galloromanen übernommen<sup>4)</sup>.

Unter galloromanischem Einfluß ist auch der alte nur mit Holzscheiben versehene germanische Wagen früh mit den aus Felgen und Speichen zusammengesetzten Rädern ausgestattet. Der Oberteil ist spätestens in karolingischer Zeit mit Leitern oder Körben versehen, und in dieser Form hat sich der Wagen in verschieden schwerer Bauart unverändert durch die Jahrhunderte erhalten. Neben dem Wagen ist der mit meist zwei hohen Rädern versehene Karren als keltische Entlehnung im Gebrauch geblieben. In gebirgigen Gegenden ist die einfache Schleife vermutlich schon sehr alt. Sicher aus germanischer Zeit stammt der Schlitten. Unter dem Reitzug fehlt in germanischer Zeit noch Sattel und Sporn. Beide scheinen erst um die Mitte des ersten Jahrtausends allgemein üblich geworden zu sein, doch trug der Reiter bis in das 10. Jahrh. nur einen linken Sporn<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> M. Heyne, Das deutsche Nahrungswesen. 1901. S. 35 f.

<sup>2)</sup> H. Behlen, Der Pflug und das Pflügen. 1904.

<sup>3)</sup> Hoops, a. a. O. I, 498.

<sup>4)</sup> Meyer-Lübke bei Hoops a. a. O. I, 488.

<sup>5)</sup> M. Jähns, Roß und Reiter. II. 1872.

Einen sehr viel größeren Umfang als das Ackergerät hat das Handwerksgerät angenommen. Ursprünglich überwiegend aus dem Hausgewerbe hervorgegangen, ist es früh in die Hand von Facharbeitern gelangt, und damit wuchs die Zahl der Handwerksgerätschaften. Außerlich haben sie nur sehr selten eine künstlerische Ausbildung erfahren, wenn Einzelstücke im festlichen Leben der Handwerker nicht mehr als Gebrauchsgeräte, sondern als Schaustücke zur Geltung kamen<sup>1)</sup>.

Kurz können wir hier auch an den Handelsaltertümern vorübergehen, denn es liegt ja im Wesen des Handels, daß er das Gegenständliche nicht selber erzeugt, sondern es nur in der Form von Rohprodukten oder von verarbeiteter Ware weitergibt. Soweit er mit Münze, Maß und Gewicht arbeitet, ist er an die obrigkeitlich vorgeschriebenen Formen derselben gebunden, und mit Markt und Kaufhäusern fügt er sich in das große Bild des städtischen Lebens, das wir unter den Stadtaltertümern zu schildern haben.

Der eigentlich formbildende Einfluß des Handels liegt in der Ausgestaltung der Verkehrsmittel. Hier hat er sich schon im Mittelalter den alten Bauernwagen für seine großen Handelszüge über Land zum starken Markt- und Planwagen ausgebildet (Abb. 4). Hier hat er allmählich auch für den Reiseverkehr den Reisewagen zu größerer Geltung gebracht. Diese Erscheinung des Reisewagens tritt verhältnismäßig spät auf. Das Mittelalter kennt ihn zwar schon im 13. Jahrh. Aber er war zunächst überwiegend den Frauen vorbehalten, und auch diese zogen wegen der mangelhaften Wege das Reisen zu Pferd oder in der Tragsänfte dem Reisen zu Wagen vor. Erst im 16. Jahrh. entwickelt sich durch die Einführung des Riemengehänges für den Wagenkasten — gleichzeitig mit dem Prunkschlitten — auch der behaglicher ausgestattete Kutschwagen, dessen Name aus dem Ungarischen übernommen wurde. Auch er war zunächst nur den Frauen und den vornehmen Herren vorbehalten. Erst das 17. Jahrh. hat ihn für den allgemeinen Verkehr in Benutzung genommen, bis im 19. Jahrh. Markt- und Reisewagen durch die Eisenbahn verdrängt wurden.

Auf den Ansprüchen des Handels ebenso wie auf denen des Krieges beruht die Entwicklung der Schifffahrt. Beide Gesichts-

<sup>1)</sup> M. Heyne, Das altdeutsche Handwerk. 1908 — H. Duncker, Das mittelalterliche Dorfgewerbe. 1903. — K. Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. 1914.

punkte kommen dafür mit gleicher Stärke in Betracht. Für die Binnenschiffahrt war schon im frühen Mittelalter die Benutzung der Wasserstraßen eine sehr lebhaft. Soweit die Abbildungen erkennen lassen, hatten die Schiffe ein erhöhtes Heck und einen in die Höhe gezogenen spitzen Bug. In der Mitte steht ein Mast mit einem viereckigen Segel. Die Schiffe erreichten zum Teil eine Größe, die auch den Einbau verdeckter Räume gestattete. War die Benutzung des Segels nicht möglich oder nicht ausreichend, so wurden sie stromabwärts mit Stangen gestoßen, stromaufwärts vom Leinpfad aus mit Seilen gezogen<sup>1)</sup>.

Was die Fahrt auf dem Meere anlangt, so haben wir dabei für die Frühzeit zwei verschiedene Hauptformen zu unterscheiden, das mit Rudern fortbewegte schlanke Rennboot und das mehr breit und kurz gebaute, mit Segeln versehene Lastschiff. Das erstere, das mehr auf die Schnelligkeit als auf die Sicherheit das Hauptgewicht legte, ist das noch von den Wikingern benützte Fahrzeug, von dem wir ganze Beispiele durch glückliche Funde kennen gelernt haben. Diese Schiffe sind oben offen, etwa 25 m lang und für 14 bis 16 Ruderpaare eingerichtet. In ihren größten Ausmessungen haben sie eine Länge von etwa 80 m für annähernd 70 Ruderpaare erreicht. Als Steuer diente ihnen ein am rechten Hintersteven angebrachtes Ruder. Anker kennen wir erst seit Anfang des 9. Jahrh. Vorher wurde ihre Aufgabe durch einfache Senkelsteine erfüllt. Der Kompaß kommt erst mit Ende des 12. Jahrh. in Gebrauch.

Neben diesen schlanken Kriegsruderschiffen stand schon in germanischer Zeit das für die nordische Schifffahrt besser geeignete langsamere, runde und schwere Segelschiff, das sich dann zur mittelalterlichen Kogge entwickelt und in dieser Gestalt das germanische Ruderschiff völlig verdrängt hat. Die Kogge war vollbäuchig gebaut und mit hohen Borden versehen. Vorn und hinten trug sie für den Kampf geeignete hohe Aufbauten. Die Zahl der Masten hat sich im 15. Jahrh. schon bis zu drei entwickelt, von denen jeder ein Segel, der letzte ein lateinisches, dreieckiges, trug. Die Geschütze standen, solange es sich um die mittelalterlichen Bliden handelt, im Mittelschiff und vorn und hinten auf den Kastellen. Nach dem Aufkommen der Kanonen werden diese in den Schiffskörper eingebaut.

<sup>1)</sup> H. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. S. 95 f.

Der Bau von Koggen geschah so, daß die Planken in gewaltiger Länge klinkerförmig, d. h. übereinandergreifend auf das Spantengerippe aufgesetzt wurden, eine Bauart, durch die die Ausdehnung der Koggen über eine gewisse Größe hinaus unmöglich gemacht war. Ende der fünfziger Jahre des 15. Jahrh. kam nun, zuerst bei den bretonischen Schiffbauern, an Stelle dieses Klinkerbaues eine neue Bauart auf, bei der die Rippen weit mehr als vorher zum Träger des ganzen Baues wurden, die Planken aber mit scharfen Kanten aufeinander saßen und nach außen eine glatte Fläche bildeten. Unmittelbar über der Wasserlinie wurde die Haut des Schiffsrumpfes noch durch Berghölzer verstärkt. Diese sogenannte Kravelsbeplankung hat sich etwa im Laufe eines Jahrhunderts durchgesetzt. Durch ihre Anwendung hat man schon am Ende des 15. Jahrh. Schiffsgrößen erreicht, die in der Handelsflotte bis in das 19. Jahrh. hinein selten überschritten sind.

Eine neue Art des Aufbaues brachten die um die Wende des 16. und 17. Jahrh. entstehenden Fleuten und Pinassen, bei denen die Bordwände nach oben stark zusammengezogen, die Decks nicht wagerecht, sondern von vorn nach hinten ansteigend waren. Beide bevorzugten einen schmalen Bau, die Fleuten waren hinten rund, die Pinassen mit einem Spiegel abschließend. Die Kastellaufbauten verschwanden und der ganze Rumpf des Schiffes wurde niedriger. Fleuten und Pinassen wurden durchweg als Dreimaster gebaut, wodurch der vorher häufig übliche Viermaster wieder verdrängt wurde. Trotz dieser Einschränkung der Masten wurde durch die Art des Baues eine größere Schnelligkeit erreicht, womit sich eine größere Segelfertigkeit und höhere Wirtschaftlichkeit verbanden.

Fleuten und Pinassen, von denen die letzteren im Anfang des 18. Jahrh. ihren Namen in Fregatte änderten, haben dann im Laufe der Zeit noch mancherlei Verbesserungen erfahren. Es sind verschiedene kleinere Schiffsformen neben ihnen hergegangen, und die Wertschätzung, die man bezüglich der Größe der Schiffe gelten ließ, hat sich mehrfach gewandelt. Größere Umwälzungen aber hat erst das 19. Jahrh. wieder gebracht. Man hat die Segelschiffe nochmals vergrößert, sie länger und schmaler gemacht, man hat sie statt aus Holz aus Eisen und Stahl gebaut, man hat den Viermaster wieder eingeführt und sogar Fünfmaster entstehen lassen. Dennoch ist die Segelschiffahrt im großen

Kauffer, Deutsche Altertümer.

Seeverkehr mehr und mehr durch die Dampfschiffahrt verdrängt, die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. den überseeischen Verkehr auf ganz neue Grundlagen gestellt hat<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> San-Marte, Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters. 1867. Teil I, 2. Schiffswesen. — H. Schröder, Zur Waffen- und Schiffskunde des deutschen Mittelalters bis um das Jahr 1200. 1890. — A. Schulz, Höfisches Leben. — B. Hagedorn, Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen bis ins 19. Jahrh. 1914. — K. Schäfer, Führer durch d. Mus. f. Kunst- u. Kulturgesch. zu Lübeck. 1915. S. 125 f.